

Bernt Schnettler, Hubert Knoblauch  
& Frederik S. Pötzsch

# Die Powerpoint-Präsentation

## Zur Performanz technisierter mündlicher Gattungen in der Wissensgesellschaft

### 1. Einleitung

Computergestützte visuelle ›Präsentationen‹ haben in den letzten Jahren eine Ausbreitung erfahren, die in ihrer Explosionsartigkeit an die Ausbreitung des Computers selbst erinnert. Der Blick der Forschung jedoch starrt gebannt auf den Computer, dessen Eingeweide mit den tiefstninnigsten Medientheorien zum Symbol einer neuen virtuellen Kultur oder zum technischen Instrument einer dem Fleischlichen enthobenen Netzwerkgesellschaft erklärt wird. Den aber-tausenden Studien zur virtuellen Wirklichkeit und zum Cyberspace steht ein auffälliges akademisches Desinteresse an der Explosion des Computers in der »Real World« entgegen. Darunter fällt auch sein Einzug in den Vortrag als Form der mündlichen Wissensvermittlung. Dessen audiovisuelle Unterstützung und seine damit einhergehende schrittweise Verwandlung in die neue Form der ›Präsentation‹ werden bestenfalls kulturkritisch kommentiert. So gingen beispielsweise die scharfen Vorwürfe des US-amerikanischen Informationswissenschaftlers Edward Tufte (2003) um die ganze Welt, der insbesondere an der von Microsoft vertriebenen Präsentations-Software harte Kritik übte: Sie verflache Vorträge, nehme ihnen die nötige Komplexität und verdimme damit die Menschen. Die Popularität von Powerpoint und die Ressentiments gegen das Medium wie auch gegen den Monopolisten führten zwar zu einer breiten Rezeption dieser Kritik, haben jedoch eher Gemeinplätze gestärkt, als dass sie einer angemessenen Erforschung des Gegenstands gedient hätten.

Mit diesem Band unternehmen wir deswegen den Versuch, einen systematischen Forschungsbeitrag zur Untersuchung von Präsentationen mit Powerpoint und anderen Technologien zu liefern, einem bislang höchst vernachlässigten Feld. Das Gros dieser Beiträge entstammt einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojekt, das an der Technischen Universität Berlin durchgeführt wurde.<sup>1</sup> Wegen des bisher äußerst defizitären Forschungsstands haben wir einige der wenigen Forscherinnen und

---

1 Mit dem Titel: »Die Performanz computergestützter visueller Präsentationen. Gattungsanalytische Untersuchung zu einer paradigmatischen Form in der Wissensgesellschaft« unter der Leitung von Hubert Knoblauch und Bernt Schnettler.

Forscher, die sich ebenfalls mit Powerpoint-Präsentationen und der Veränderung des Vortragswesens befassen, eingeladen, diesen Band durch ihre historischen oder analytisch-systematischen Untersuchungen zum Phänomen audiovisuell unterstützter Vorträge anzureichern.

Im Mittelpunkt dieses Buches stehen Präsentationen mit PowerPoint® und verwandter Präsentationssoftware. Dass der Markenname eines Produktes zum Synonym für eine ganze Kommunikationsgattung avanciert, ist wissenssoziologisch selbst schon ein beachtlicher Vorgang. Er mag auf die enge Verzahnung von Ökonomie und Wissensproduktion in der Gegenwartsgesellschaft verweisen. Uns bringt er jedoch analytisch in die prekäre Lage, unsere Distanz zum Wirtschaftsunternehmen und unsere Neutralität im erwähnten Kulturkampf um Powerpoint erkennbar zum Ausdruck zu bringen. Als Soziologen nehmen wir zu diesem Streit, im dem wir unparteiisch sind, eine ›methodologisch-agnostische‹ Haltung an. Es muss daher kaum eigens betont werden, dass wir weder Forschungsmittel von Microsoft erhalten, noch uns überhaupt darum bemüht haben. Um die Markenbezeichnung zu umgehen, zugleich aber die umgangssprachliche Synekdoche beizubehalten, verwenden wir deshalb bei unseren Beiträgen in diesem Band die Schreibung »Powerpoint« als geläufige Kurzbezeichnung für die kommunikative Gattung der ›computergestützten visuellen Präsentation‹. Aufzeichnungen dieser modernen Präsentationsvariante bilden den Schwerpunkt unseres Datenkorpus (vgl. in diesem Band, S. 287ff.). Vergleichend spielen auch andere, »ältere« Formen ›audiovisuell unterstützter Präsentationen‹ wie Diavorträge, Folien-Präsentationen oder Tafelaufschriebe eine Rolle.

Mit dem Akzent auf der ›Performanz‹ solcher Präsentationen betonen wir, dass es uns nicht um eine isolierte Betrachtung einer neuen *Technik* (des Beamer oder der Software) oder des neuen *Mediums* und seiner Zeichen (der »Slideshow« oder den Folien) geht. Im Mittelpunkt unseres Interesses steht vielmehr die neue Gattung der ›Präsentation‹ als Ganzes, also die »realweltliche« und gesamtheitliche Kommunikationssituation, in der die Folien gezeigt werden. Denn das Auffällige am Erfolg von »Powerpoint« ist keineswegs nur die wachsende Bedeutung digital erzeugter Folien, sondern der Umstand, dass diese digitalen Folien in Situationen von Angesicht zu Angesicht, also »live« präsentiert werden müssen – und dass diese Präsentationen eine explosionsartige Ausweitung erfahren haben.

Ausgangspunkt dieser Einleitung bilden technologische und mediale Neuerungen, deren Entwicklung wir im folgenden Teil erläutern (2). Im anschließenden Abschnitt (3) folgt dann eine kurze Darstellung des sehr unbefriedigenden Standes der Forschung. Danach skizzieren wir schließlich unseren Zugang zu Powerpoint-Präsentationen als performativer Gattung (4). Dabei werden Begriffe vorgeschlagen, die auf drei Fragen antworten: Wie können wir die Reduktion von Powerpoint auf Technik und Medium vermeiden und die interaktive, leibräumliche und realzeitliche Realisierung des kommunikativen Handelns mit Powerpoint erfassen? Wir werden dazu den allgemeinen Begriff der ›Orchestrierung‹ als einer spezifischen Art von ›Performanz‹ vorschlagen.

Unsere zweite Frage richtet sich darauf, ob und wie Powerpoint die Art des mündlichen Vortrags verändert, die er bloß zu unterstützen vermeint. Dazu werden wir nahe legen, Powerpoint-Präsentationen – und Präsentationen generell – als eine *eigenständige kommunikative Gattung* zu verstehen, die zwar zahlreiche Elemente herkömmlicher Gattungen wie etwa des visuellen wissenschaftlichen Vortrags aufgenommen hat, sich aber in einigen wichtigen Merkmalen von allen verwandten Vorgänger-Gattungen der mündlichen Rede unterscheidet.

## 2. Eine kurze Geschichte Powerpoints

Powerpoint-Präsentationen stehen zweifellos in der Tradition der Lichtbild- und Projektionsvorträge, die auf eine lange Geschichte zurückblicken. Wie Sybille Peters (in diesem Band: S. 40) bemerkt, werden rein mündliche Vorträge schon um 1800 öffentlich kritisiert. Das führt dazu, dass die Lichtbildprojektion, die zuvor ausschließlich zu unterhaltenden Zwecken vornehmlich auf Jahrmärkten und an anderen Vergnügungsorten vorgeführt wurde, allmählich in das seriöse Vortragswesen Einzug hält. Diese Formen stellen seit langem akzeptierte und etablierte Ausprägungen des Vortragswesens in einigen Naturwissenschaften oder in der Kunstgeschichte dar, wenngleich sie hier, wie Peters betont, vor allem zur Demonstration verwendet wurden.<sup>2</sup> Um die lange und gewundene Geschichte der Projektion abzukürzen, setzen wir mit Folienvorträgen als dem unmittelbaren Vorläufer von Powerpoint-Präsentationen ein. Betrachten wir dabei zunächst das technische Medium, also die Folie bzw. den Tageslichtprojektor (bekannt auch unter den Bezeichnungen »Overhead-Projektor« oder »Polylux«). Wie Degenhardt & Mackert (in diesem Band, S. 252) zeigen, tritt mit diesen Formen eine neue Gattungsbezeichnung auf: Die »Präsentation«. Bevor wir uns mit dieser Gattung beschäftigen, werfen wir ein Auge auf die Entwicklung der damit verbundenen technischen Medien.

Bis in die achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hinein waren transparente Folien das führende technische Medium zur visuellen Unterstützung von Vorträgen. Ursprünglich entwickelt für die US-amerikanische Polizei (Parker 2001: 78), war der Tageslichtprojektor im Zuge der Verbreitung des Photokopierers Mitte der 1970er-Jahre (vgl. Yates & Orlikowski, in diesem Band S. 231ff.), bald überall zu einem wichtigen Instrument geworden, um mündliche Vorträge visuell zu unterstützen. Im Gegensatz zu den gebräuchlichen Dias war der Vorbereitungsaufwand wesentlich geringer und zusätzlich

---

2 Selbst wenn die Abgrenzung terminologisch nicht ganz scharf zu treffen ist, kann die »Demonstration« von der »Präsentation« üblicherweise dadurch unterschieden werden, dass die Zeigeobjekte – wissenschaftliche Präparate, kunstgeschichtliche Gegenstände, medizinische Organe usw. – dem Publikum vom Redner in Form materialer Gegenstände tatsächlich und handgreiflich gezeigt werden, wohingegen der Präsentation zumeist die visuellen *Abbildungen* genügen.

konnten Erweiterungen, Korrekturen oder Ergänzungen mit Hilfe eines Folienstiftes auch spontan erfolgen. Geläufiger Weise wurden die Folien zunächst auf Papier mit Schere, Kleber, Stift und der Schreibmaschinen erstellt und anschließend mit einem Photokopierer auf Transparentfolien übertragen (Belleville 2007). Damit ist schon auf einen Nachteil hingewiesen, denn das Herstellen und Layouten von Folien wird zur Bastelarbeit, die eigentlich professionelle Grafikdesigner erfordert. Um die Herstellung dieser Folien zu vereinfachen und nicht so viel Zeit in das Gestalten von OH-Folien investieren zu müssen, schrieb 1981 der in den Bell-Northern Research Laboratories angestellte Kryptograph Whitfield Diffie ein Programm, mit dem er Folien gestalten konnte, die dann nur noch auf eine Laserdrucker ausgedruckt werden mussten (Schmundt 2004). Diffie entwickelt ein Computerprogramm, mit dem es möglich war, wie bei einem *Storyboard* Folieninhalte zu skizzieren, die dann als Vorlage für die professionellen Graphikdesigner der Bell-Northern Research Laboratories dienten (Parker 2001). Was für Diffie eine Erleichterung seiner täglichen Arbeitsökonomie darstellte, war in den Augen seines Vorgesetzten Bob Gaskins »wichtig für die Welt«.

Gaskins war wie Diffie Programmierer, stammte aber aus einer Familie, die mit OH-Projektoren und ihrem Zubehör handelte. Er war brennend an den Entwicklungen von Personal Computern interessiert, die von IBM, Microsoft und Apple gerade vorangetrieben wurden und erkannte die Chance, die in diesem Programm steckte. 1984 verließ er die Bell-Northern Research Laboratories, stieg in eine kleine, wirtschaftlich angeschlagene Software-Firma ein und schrieb auf Grundlage von Diffies Programm eine erste Präsentationssoftware, die er »Presenter« taufte (Schmundt 2004). Aus rechtlichen Gründen musste er die Software umbenennen, die 1987 als PowerPoint® zunächst nur für Apple Macintosh auf den Markt kam. Die Urversion war schwarz-weiß gehalten, wurde direkt von einer Floppy-Disk aus eingesetzt und konnte Text ebenso wie Bild-Elemente drucken. Diese konnten dann wie bei den bisherigen Tageslichtprojektoren mit einem Photokopierer auf Folien übertragen werden. Obwohl Apple damals einen kleinen Marktanteil hatte, war das Programm ein großer Erfolg. Daran wollte auch die Firma Microsoft partizipieren, die Gaskins Firma kurzerhand für vierzehn Millionen US-Dollar kaufte (Parker 2001, Belleville 2007).

PowerPoint war zu dieser Zeit keineswegs das einzige Präsentationsprogramm. Es gab Konkurrenzprodukte wie Aldus Persuasion (für Apple Macintosh), Harvard Graphics und Lotus Freelance (für Microsoft DOS). Es handelte sich dabei noch nicht um Multimedia-Präsentationsprogramme, sondern um Graphikprogramme, mit denen man Folien für OH-Projektoren erstellen konnte. 1990 kam die erste PowerPoint-Version für Windows 3.0 auf den Markt. Etwa zur gleichen Zeit begann Microsoft damit, PowerPoint, Excel und Word zum Office-Paket zusammenzuführen.<sup>3</sup> Damit war PowerPoint nicht

---

3 Die Jahresangaben sind diesbezüglich in der Literatur ungenau, Parker spricht von 1990, Yates & Orlikowski von 1993 und Belleville von 1994. Versucht man aus den

länger isoliert von anderen Anwenderprogrammen und fester Bestandteil eines festen Programmpakets. Ebenso wie das Schreiben von Texten und die Tabellenkalkulation wurde nun auch das Präsentieren von Folien mit einem Beamer zu einer Möglichkeit für alle Kunden der Firma, die in dem Maße realisiert wurde, wie tragbare Computer und Beamer bezahlbar wurden. Wie allerdings diese Innovation der Nutzung zustande kam, die von den Designern gar nicht vorgesehen war, ist erstaunlicherweise bislang noch nicht rekonstruiert worden.<sup>4</sup> Zunehmend spielten nun Multimedia-Inhalte eine wichtigere Rolle, da es nun nicht mehr um den Entwurf statischer Folien ging, sondern um das dynamische Graphikdesign von Folien, die direkt vom Programm und seiner Rechenleistung an die Wand geworfen werden konnten. Bis 1997 wurde das Programm zu einer bunten Multimediashow ausgebaut. Zeichen-Werkzeuge, der AutoContent Wizard, animierte Folienübergänge, fliegende und piktorale Bullets, die Einbindung von Ton- und Videodateien, automatische Layouts und ClipArt-Dateien, ScreenBeans, Transparenz-Effekte und schließlich die Möglichkeit, PowerPoint im HTML-Format zu speichern, waren die Innovation dieser Jahre.

Allerdings unterschied sich dieses graphische Design und die Art seiner Darstellung deutlich von der ursprünglichen Idee eines graphischen Baukastens, der es den Anwendern ermöglichen sollte, individuell Inhalte vermitteln zu können: Der »Heimwerkerbausatz für Individualisten [mauserte sich] zum Handwerkszeug für Manager« (Schmundt 2004: 127). Vor diesem Hintergrund ist auch die heftige Kritik am AutoContent Wizard verständlich. Was innerhalb der Entwicklungsabteilung als Witz begann, nämlich das Programm an Hand weniger inhaltlicher Vorgaben des Anwenders von selbst eine Präsentation erstellen zu lassen, wurde zu einem Merkmal der Marke, das stilbildende Folgen hatte. Denn mit dieser automatischen Erstellung des Präsentationsdesigns und -ablaufs lieferte das Programm einen idealisierten Standard, an dem sich die Nutzer sich nun orientieren konnten.

Die Vorgaben des AutoContent Wizards erlauben durchaus gewisse Rückschlüsse auf die frühen Anwender und die frühen Zielgruppen des Produktes: Es finden sich hier fast nur Vorlagen für den Bereich der wirtschaftlichen Kommunikation. Bei den zu wählenden Formaten geht es um »Betriebsversammlungen«, »Brainstormingsitzungen«, »Einführungen für Angestellte«, »Geschäfts- und Marketingpläne«, »Produkt- und Serviceübersichten« oder »Strategieempfehlungen« – einzig die Vorlage »Allgemein« scheint nicht exklu-

---

sporadischen Angaben eine sinnvolle Chronologie zu entwickeln, so sieht es aus, als habe Microsoft 1990 damit begonnen, PowerPoint® in MS-Office zu integrieren, ab 1992 wurde dies dann beworben und war ab Ende 1993–Anfang 1994 auf dem Markt verfügbar.

4 Technikgeschichtliche Untersuchungen zu Powerpoint liegen bedauerlicherweise noch nicht vor. Auch die medienhistorische Forschung vernachlässigt den Gegenstand leider vollkommen. Zur Geschichte des Vorläufermediums OHP-Projektion vgl. allerdings Pias (2006).

siv für den Business-Sektor bestimmt zu sein.<sup>5</sup> Ende des zwanzigsten und zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts avancierte PowerPoint zum erfolgreichsten Präsentationsprogramm weltweit: 2001 beherrschte das Programm des Monopolisten Microsoft 95% des Präsentationssoftware-Marktes, (vgl. Parker 2001) und ließ die ehemaligen Mitbewerber entweder bis zur Bedeutungslosigkeit schrumpfen oder gleich ganz vom Markt verschwinden. PowerPoint® wurde zum Synonym für computerunterstützte »Präsentationen«.

Ein Grund für den durchschlagenden Erfolg von PowerPoint ist sicherlich die marktbeherrschende Stellung Microsofts und die Einbindung der Software in das Office-Paket. Ein zweiter Grund ist zweifellos auch die leichte Benutzbarkeit des Programms. Ein weiterer Grund aber liegt ganz ohne Zweifel auch darin, dass das Programm seinen Nutzen fand. Dabei erlitt es das Schicksal vieler Technologien: Es wurde für etwas verwendet, für das es ursprünglich gar nicht vorgesehen war. Anstatt Folien zu *entwerfen*, wurde es genutzt, Folien zu *präsentieren*, und zwar im Rahmen mündlicher Vorträge. Zugespitzt formuliert ist der Erfolg von PowerPoint die – innovationsbiographisch recht interessante – vollkommen unbeachtete Nebenfolge einer neuen Technologie.

### 3. Powerpoint-Präsentationen als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Untersuchungen

So rasch sich visuell unterstützte Präsentationen ausgebreitet haben, so wenig wurde diese Kommunikationsform selbst einer systematischen Erforschung unterzogen. Ausgenommen ist hier allein die ingenieurwissenschaftliche Forschung zu technischen Software- und Hardware-Problemen. Das bedeutet allerdings nicht, dass keine Literatur zum Thema vorläge. Ganz im Gegenteil findet man unzählige Publikationen, die allesamt jedoch in die Kategorie der Ratgeberliteratur fallen: Eine mittlerweile unüberschaubar angewachsene Zahl von Einführungen, Handbüchern und Anleitungen verfolgen vor allem das pragmatische Ziel, in den Umgang mit Präsentationen einzuführen, die Beherrschung der notwendigen Technik zu ermöglichen oder deren Durchführung zu optimieren. Es handelt sich um normative Literatur, die weniger beschreibt und analysiert als vielmehr vorschreibt und empfiehlt. Die Beiträge von Degenhardt & Mackert (in diesem Band, S. 249ff.), von König (in diesem Band, S. 207ff.) und Schnettler (2007) gehen auf diese normative Literatur ein. Der Wert dieser Literatur ist unbestritten, zumal sie vielfach auf einer eingespielten Kompetenz beruht. Angesichts des Interesses, das in der Breite der Literatur zum Ausdruck kommt, sollte man jedoch bedenken, dass es eine deutliche Differenz zwischen den normativen Vorstellungen über die Präsentationen und ihren faktischen Realisierungen gibt – eine Differenz, die in verschiedenen Untersuchungen in diesem Band eine Rolle spielt. Das mag auch

---

5 Nachzuprüfen im Ordner »Inhalt« unter »Präsentationen« im »Vorlagen«-Ordner des Microsoft-Office Programms.

daran liegen, dass wenig systematische Forschung zum Thema betrieben wurde und dass die wenige Forschung zum Thema in der Ratgeberliteratur bislang kaum Niederschlag findet.

Die *sozialwissenschaftliche Forschungsliteratur* zum Gegenstand erweist sich demgegenüber als äußerst spärlich und lückenhaft. Bislang ist lediglich eine einzige Monographie veröffentlicht (Rendle-Short 2006), deren Vorgehensweise unserem 2004 begonnenen Forschungsprojekt in einiger Hinsicht ähnelt, sich indes auf die akademische Präsentation beschränkt. Noch erstaunlicher ist, dass in den einschlägigen Gebieten der Psychologie, Soziologie, Linguistik, Medien- und Kommunikationswissenschaft ein offenkundiges Forschungsdefizit herrscht, während vor allem Autoren aus naturwissenschaftlichen Spezialdisziplinen wie Biochemie, Anatomie, kosmetische Chirurgie etc. zu diesem Thema publiziert haben.

Die pädagogische Literatur reflektiert vor allem den Einsatz visueller Präsentationen im schulischen Unterricht (Kellner 2002) und in höheren Bildungseinrichtungen. Dabei sticht hervor, dass der Einsatz insbesondere im Zusammenhang mit naturwissenschaftlichen und technischen Fächern behandelt wird (Rowcliffe 2003), wie beispielsweise in der Geographie (Schleicher & Schrettenburger 2002, Harnischmacher 2001, Mantei 2000), der Biochemie und Molekularbiologie (Parslow 2003) oder dem Maschinenbau (Winn 2003). Beiträge aus den Geistes- und Sozialwissenschaften wie etwa dem Geschichtsunterricht (Pellmann 2002) sind dagegen weitaus seltener anzutreffen. Auf die damit verbundene Vermutung, dass sie in diesen Disziplinen offenbar sehr viel zögerlicher Verwendung finden, werden wir später eingehen.

Die raren und verstreuten Untersuchungen widmen sich vor allem der Frage nach der »Effektivität« dieses Medieneinsatzes. Dabei gelangen sie zu höchst widersprüchlichen Ergebnissen: Szabo & Hastings (2000) etwa untersuchten die Wirkungen von Powerpoint-Vorträgen auf die Leistungen von Psychologiestudierenden im Grundstudium. Im Vergleich zu denjenigen, die den gleichen Lehrstoff mit klassischen Unterrichtsmethoden genossen hatten, waren jedoch keine signifikanten Leistungsunterschiede feststellbar. Zum gleichen Ergebnis gelangen Rankin & Hoas (2001) für Studierende der Wirtschaftswissenschaften. Im Gegensatz dazu hatte Lowry (1999) in seiner Untersuchung von Studierenden der Umweltwissenschaften nach dem Einsatz von Präsentationen eine Leistungsverbesserung festgestellt. Allerdings vermuten die Autoren, der Grund dafür liege lediglich darin, »that Power Point lecture may benefit recall (or perhaps recognition) from memory« (Szabo & Hastings 2000: 187). Auch Blokzijl & Andeweg (2005) wollen bewiesen haben, dass Studierende bei Vorträgen mithilfe von Powerpoint mehr lernen als bei anderen Vorträgen, wobei die Regel gilt: Je mehr Text auf den Folien steht, um so mehr lernen die Studierenden. Schultz, der sich mit der Nutzung von Powerpoint in betriebswirtschaftlichen Seminaren beschäftigt, gelangt ebenfalls zu dem Schluss, dass diese Technologien zu einem »significantly improved level of performance«, zu besseren Evaluationen und zu einer größerer Akzeptanz der Technologie führten (Schultz 1996/1997: 160). Demgegenüber stellen jedoch

Ricer, Filak & Short (2005) keine signifikanten Unterschiede fest und Bartsch & Cobern (2003) konstatieren, dass der Einsatz von PowerPoint auch zu schlechteren Lernergebnissen führen kann. Insgesamt sind die Ergebnisse höchst uneinheitlich und die Kriterien der Effizienzbeurteilung unzureichend.

Auch in der Medizin (Essex-Lopresti 2003, Bellamy & Mclean 2003) mit seinen speziellen Teildisziplinen, wie etwa der Radiologie (Daffner 2003, Schreibman 2001a, Schreibman 2001b, Dreyer 2001), der Kardiologie (Feldman 2002) oder der Zahnmedizin (Regennitter 2000, Kotlow 2001, Halazonetis 2000b, Halazonetis 2000a) werden visuelle computergestützte Präsentationen eingesetzt und wird über diese Verwendung in wissenschaftlichen Journals publiziert. Darüber hinaus werden hier auch Überlegungen dazu angestellt, wie sehr dieses Medium die Form der Wissensvermittlung verändern kann (Niamtu 2001, Norvig 2003), ohne dass jedoch bislang systematische Studien dazu durchgeführt worden wäre.

In den wirtschaftsnahen Disziplinen – vor allem in der praktischen Managementlehre, aber auch in der Wirtschaftspädagogik (Rankin & Hoas 2001) – finden sich ebenfalls zahlreiche Publikationen zum Gegenstand. Diese behandeln überwiegend die medienpraktische Frage, wie sich die Qualität von Präsentationen so verbessern lässt, dass sie ihrem angestrebten Ziel der Überzeugung und Produktabsatzung besser gerecht werden (Sloboda 2003). Sehr vereinzelt finden sich auch Überlegungen zu den Auswirkungen einer kommunikativen Standardisierung, die sich aus dem verbreiteten Nutzen dieses Instruments ergeben (Hanft 2003) und der daraus möglicherweise resultierenden Eintönigkeit (Wirtschaftswoche 2001).

Neben den wenigen bislang vorgelegten Untersuchungen und halbwegs systematischen Überlegungen existiert eine Reihe von eher subjektiven Berichten und kursorischen Betrachtungen über Präsentationen. So berichtet etwa Miller (2000) über den Einsatz des »in der Armee so beliebten Programms PowerPoint«: Kein Stab der Bundeswehr sei ohne PowerPoint-Experten denkbar, obwohl sich allorten dieselben Probleme einstellten. Dazu rechnet er nicht nur technische Probleme, sondern auch die formale Angleichung der Vorträge und eine Tendenz die er auf die Formel »Form schlägt Inhalt« bringt. Solche Berichte finden sich auch aus anderen Bereichen, wie etwa der Ausbildung von Studierenden der Geschichte (Dinan 2000). Ein umfangreicher Selbstbericht über seine Erfahrungen mit PowerPoint im Grundstudium der Ökonomie stammt von Parks (1999), der sie mit anderen Technologien (Email-Evaluationen und Webseiten) vergleicht. Wie seine oben schon angeführten Kollegen berichtet auch er vor allem von den Anforderungen, die diese Technik an ihn stellt (sorgfältigere Vorbereitung der Sitzungen, strengerer Zeitplan, aber auch z. T. überladene Sitzungen durch »slide overload«). Insgesamt geht es in diesen Beiträgen vorwiegend um Ratschläge: wie viel man bebildern sollte, wie man mit der Frage des Urheberrechts umgeht, wie man den freien Vortrag gestaltet und dergleichen mehr.

Dass die Einführung von neuen visuellen Kommunikationstechnologien, wie Videokonferenzen, Powerpoint-Präsentationen und Computeranimationen,



eine Reihe von noch unbehandelten Forschungsfragen im Bereich der Rechtsforschung darstellt, betonen Feigenson & Dunn (2003). Aber auch in anderen institutionellen Bereichen scheint der Einsatz von Präsentationen sehr verbreitet zu sein. Neben den schon erwähnten werden in so unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen und Gruppierungen wie dem Bibliothekswesen (Booth 1996, Field 1999, Hodges 2002), dem Theaterdesign (Cleveland 2002), unter Radioamateuren (Sepulveda 2002) und sogar bei Apothekern (Deutsche Apothekerzeitung 1998) visuelle Präsentationen eingesetzt und wird über sie debattiert.

Doch herrscht nicht nur pure Apologetik und ungebrochener Optimismus angesichts der gepriesenen phantastischen Möglichkeiten, Wissen auf neuartige Weise zu präsentieren. Kritiker beklagen eine kommunikative Verarmung (Nunberg 1999, Clarke 2001), die visuelle Effekte an Stelle von argumentativer Überzeugungskraft setze (Gates 2002). Szabo & Hastings (2000: 186) gelangen sogar aufgrund der Ergebnisse ihrer empirischen Untersuchung über den pädagogischen Wert visueller Präsentation zu dem ernüchternden Resümee: »Generally, it appears that Power Point lectures [...] mainly add to the entertainment rather than the education of the students«. Andere Autoren zeichnen das Schreckensbild einer »Génération PowerPoint« (Jourdain 2000) und bezichtigen die Präsentationssoftware einer systematischen Manipulation unseres Denkens (Parker 2001). Bei aller überspitzter Polemik, die hier zum Tragen kommt, steckt doch ein Körnchen Wahrheit in dieser Kontroverse. Denn auch seriösere Quellen hypostasieren, dass Präsentationen zu einer grundlegenden Veränderung der Kommunikation führen könnten, welche die Wissenskommunikation in der Wissenschaft in besonderem Maße affizieren werde (LaPorte et al. 2002).

Dieser Wandel berührt dabei nicht nur Oberflächenphänomene. Die kommunikativen Veränderungen können sich auch nachteilig auf den Prozess der Entscheidungsfindung auswirken. Dies kann in sensiblen Fällen durchaus weit reichende negative Konsequenzen zeitigen, wie das von Tufte (2003) diskutierte Beispiel des Absturzes der Raumfähre Columbia demonstriert. Tufte argumentiert, die inhärente Notwendigkeit, komplexe Zusammenhänge in das limitierte Format von Präsentationen zu zwingen, sei ursächlich an den Fehlentscheidungen beteiligt gewesen, die letztlich in den Absturz des Spaceshuttles mündeten. Norvig (2003), der die Verantwortung für die Fehlerhaftigkeit von Entscheidungsprozessen der Verwendung von Präsentationen zuschreibt, sieht die Ursache hierfür in einer strukturellen Schwäche dieser Kommunikationsform begründet. Er zitiert eine Wissenschaftlerin des MIT mit der Aussage »a strong presentation is designed to close down debate, not to open it up« (2003: 344).

Wie eingangs schon bemerkt, fand insbesondere Tufte in der Öffentlichkeit große Resonanz. Das mag daran liegen, dass seine Kritik die gängigen kulturkritischen Topoi enthält, die regelmäßig laut werden, wenn neue Kommunikationsmedien sich durchsetzen: Powerpoint werde der Komplexität des zu vermittelnden Wissens nicht gerecht, führe zu einer Verflachung der Informationsvermittlung und damit langfristig zu einer Verdummung der Menschen. Der Umstand, dass diese Kritik in der (medialen) Öffentlichkeit auf einen fruchtbaren Boden fällt, ist zweifellos schon selbst von einigem wissenssozio-

logischen Interesse. Für unser Vorhaben soll aber nicht der Diskurs *über* Powerpoint, sondern die Kritik an Powerpoint und damit Powerpoint selbst von Interesse sein.<sup>6</sup> Damit stellt sich die Frage: Von was reden wir, wenn wir von Powerpoint reden?

#### 4. Die Powerpoint-Präsentation als performative Gattung

Die Frage, was Powerpoint ist, erscheint nur auf den ersten Blick als trivial. Denn im deutschen Sprachgebrauch hat das Lehnwort eine ambivalente Bedeutung. Es bezieht sich zum einen auf ein mediales Produkt, das mit einer Software erstellt und verschiedentlich genutzt werden kann (auf dem Bildschirm gezeigt, mit dem Beamer projiziert, als Datenanhang verschickt oder ins Internet gestellt und kommentiert). Diese Rolle der softwareerstellten Folien entspricht durchaus dem ursprünglichen Zweck einer Technologie, die zur Folienerstellung erfunden wurde. Powerpoint hat jedoch auch eine zweite Bedeutung angenommen: Als Hilfsmittel und Merkmal von Vorträgen. Diese Bedeutung mag zwar offensichtlich sein, wird jedoch in der Forschung häufig übergangen. So bemerkt etwa Farkas (2006: 162) sehr treffend, die bisherige Kritik an Powerpoint habe sich zu sehr auf die Folien konzentriert und die Präsentation als Vorgang vollkommen ignoriert. In der Tat stützen sich die erwähnten harschen Vorwürfe von Tuftte allein auf eine Analyse der Powerpoint-Folien, ohne die Präsentation als Kommunikationsform auch nur in Erwägung zu ziehen. Damit steht Tuftte keineswegs alleine, ist doch die Präsentation selbst von der Forschung insgesamt fast vollständig ignoriert worden. *Im Mittelpunkt unserer Untersuchung steht jedoch genau dieser zweite Aspekt von Powerpoint, der mit dem Begriff der »Powerpoint-Präsentation« sogar eine eigene alltagssprachliche Gattungsbezeichnung erhalten hat.* Dass heißt nicht, die tragende Rolle der Folien zu unterschätzen. Genau deshalb widmet Pötzsch (in diesem Band, S. 85ff.) den Powerpointfolien, ihren bildlichen Strukturen und deren pragmatischer Realisierung eine eigene Untersuchung.

Die bisherige Vernachlässigung der Präsentation hat ihren Grund keineswegs darin, dass es sich dabei um einen unwichtigen Aspekt des Phänomens Powerpoint handelte. Ganz im Gegenteil kann man mit einigem Grund behaupten, dass der Erfolg von Powerpoint eben nicht aus der beabsichtigten Funktion erklärt werden kann, Folien zu erstellen. Der Grund für den Erfolg liegt vielmehr, wie erwähnt, in der von den Designern gar nicht vorgesehenen Nutzung bei Präsentationen. *Nicht die Folien, sondern die Präsentation ist deswegen das zentrale, entscheidende, neue und deswegen zu analysierende Phänomen.*

Vor dem Hintergrund der Geschichte des Lichtbildes und der Projektion darf man sicherlich fragen, ob es sich denn tatsächlich um ein »neues« Phä-

---

6 An anderer Stelle haben wir uns eingehender mit dem eben erwähnten kulturkritischen Diskurs zur Wissenskommunikation mit Powerpoint auseinandergesetzt, vgl. Pötzsch & Schnettler (2006: 194ff.).

nomen handelt. Der Unterschied zur Folienpräsentation erscheint nur graduell und auch die Tafel ist für viele Zwecke ein durchaus effizientes Medium. Gleichwohl sollte man beachten, dass die ›Präsentation‹ im Zusammenhang mit Powerpoint als neue Vortragsbezeichnung auftrat, die auch im Zusammenhang mit Klarsichtfolienvorträgen verwendet wird, was die gattungsmäßige enge Verwandtschaft beider Präsentationsvarianten deutlich macht. Dass die Bezeichnung ›Präsentation‹ sich durchsetzt, wird verständlicher, wenn man sich die Alternativbegriffe überlegt: Der Ausdruck ›Vortrag‹ mag auf viele Powerpoint-Präsentationen ebensowenig zutreffen wie der der ›Rede‹ (Goffman 1981b). Mit ›Präsentation‹ wird offenbar etwas Besonderes, Eigenständiges dieser neuen Variante mündlicher Publikumsdarbietung ausgedrückt und deswegen überrascht es nicht, dass dieser Begriff mittlerweile auch in der populären Ratgeberliteratur als Gattungsbezeichnung auftritt und zwar keineswegs ausschließlich für Vorträge, die mit Powerpoint gehalten werden, sondern als Generalbezeichnung einer neuen kommunikativen Form. Wie Degenhardt & Mackert (in diesem Band, S. 252f.) zeigen, hat sich diese Gattungsbezeichnung erst in jüngerer Zeit besonders im Feld der praktischen Rhetorik ausgebreitet. Sie floriert zunächst insbesondere im Feld der Wirtschaftskommunikation und -rhetorik und zwar zeitgleich mit der Ausbreitung von Tageslichtprojektoren und Beamern. Präsentationen sind audiovisuell unterstützte Vorträge, in denen nicht nur geredet, sondern in denen vor allem auch etwas *gezeigt* wird (auf die besonderen Merkmale des Zeigens in Präsentationen weisen Brinkschulte und Knoblauch in ihren Beiträgen in diesem Band hin, vgl. 105ff. und S. 117ff.). Präsentationen unterscheiden sich dadurch von Vorträgen; allerdings unterscheiden sie sich auch von Demonstrationen, bei denen das, worüber es geht, material vorgeführt wird. Wie Peters (in diesem Band, S. 50) betont, zählen gerade viele naturwissenschaftliche Vorträge eher zu dieser Gattung der Demonstration. Selbst in persönlichen dialogischen Verkaufsgesprächen kann es sich also um eine ›Präsentation‹ handeln, wenn Objekte auf dem Bildschirm eines Laptops vorgeführt werden, oder um eine Demonstration, wenn der Gegenstand selbst besprochen wird. Empirisch sind diese Abgrenzungen allerdings häufig nicht so einfach zu ziehen. Handelt es sich bei den gezeigten ›Objekten‹ etwa selbst um nicht anderes als um computertechnische Repräsentationen, können in diesem Fall Demonstration und Präsentation zusammenfallen.

In der Forschung wie in der Alltagssprache und der Ratgeberliteratur enthält der Begriff der Präsentation noch immer jene Ambivalenz, die auch dem Begriff Powerpoint anhaftet: Wir können damit auch die medialen Produkte (etwa Foliensätze) bezeichnen. Um die Besonderheit des zweiten, von uns betonten und in der Entwicklung auch entscheidenden Aspektes hervorzuheben, müssen wir einen weiteren Begriff heranziehen: *Performanz*.

Mit dem Begriff der *Performanz* soll betont werden, dass die Powerpoint-Präsentationen von Sprechern in einer raumzeitlichen Situation einem realen und körperlich präsenten Publikum gezeigt werden, wobei zwischen Sprecher und Publikum vielfältige Interaktionen und Kommunikationsabläufe entste-

hen können. Der Begriff der ›Performanz‹ beschränkt sich keineswegs nur auf die Literatur-, Theater- und Kunstwissenschaft, wo die ›Performance‹ als eigene Gattung besteht (Schechner 1988). Es geht uns hier auch nicht um die engere linguistische Bedeutung des Begriffes.<sup>7</sup> Vielmehr schließen wir uns mit dem Begriff der beispielsweise von Butler (1997) formulierten Vorstellung an, dass Kulturphänomene erst im Kontext ihrer performativen Realisierung Bedeutung zuwachsen. Freilich sollte man beachten, dass diese Vorstellung in der sozialkonstruktivistischen, der ethnomethodologischen und auch der Soziologie Erving Goffmans schon seit langem vertreten wird.<sup>8</sup> Die klarste Formulierung dessen, was unter Performanz verstanden wird, stammt vermutlich von Dell Hymes, dem Begründer der Ethnographie der Kommunikation.<sup>9</sup> Hymes wendet sich dabei ausdrücklich gegen die strukturalistische Annahme, Chomskys ›performance‹ sei lediglich eine abweichende und unvollständige Verwirklichung des idealen Regelwerks der Sprache, die voller Fehler und Verzerrungen sei, weil sie von grammatikalisch irrelevanten Faktoren beeinflusst werde. Vielmehr forderte er dazu auf, die *eigenständige Ordnung* des Sprechens und Kommunizierens zu erforschen. Dieser Aufforderung folgte nicht nur die Ethnographie der Kommunikation, sondern auch die Konversations- und die Gattungsanalyse (vgl. Knoblauch 1995).

Unter Performanz verstehen wir die zeitliche, körperliche und multimodale Durchführung kommunikativer Aktivitäten, wie sie realzeitlich beobachtbar sind. Der Begriff der Performanz betont damit den vielfach übergangenen situativen, prozesshaften Realisierungscharakter kommunikativen Handelns. Kommunikation besteht keineswegs in einem Code oder einzelnen Sprechakten, sondern in einem zeitlichen Vollzug, in dem alles aus dem *Ablaufcharakter* des Handelns selbst (und damit sequentiell) Sinn gewinnt. Empirisch erfordert es der Begriff der Performanz, die prozessual entstehende Ordnung aufzuzeigen, da sich diese nicht, wie etwa der Strukturalismus und weite Bereiche der Semiotik meinen, in kontextfreien Zeichen erschöpft, sondern gerade erst in der Realisierung – eben der ›Performanz‹ – ihre eigentliche Ordnung entfaltet.<sup>10</sup>

---

7 So verwendet Austin (1972) das ›Performativ‹ für besondere Sprechakte, in denen das Reden eine sozial sichtbare Wirkung zeitigt (z. B. »Ich taufe dieses Schiff auf den Namen...«). Ebenso einflussreich ist Chomskys (1965) linguistische Unterscheidung zwischen ›competence‹ als dem grammatischen Wissen und ›performance‹ als der Ausführung dieses Wissens im alltäglichen Sprechen.

8 Der Begriff der ›performance‹ steht schon im Mittelpunkt der frühesten dramaturgischen Untersuchungen Goffmans (vgl. 1959); ein Grund dafür, dass dies häufig vergessen wird mag darin liegen, dass die deutsche Übersetzung (1983) von ›Darstellungen‹ spricht.

9 Schon in den 1970er-Jahren betonte Hymes (1975) die paradigmatische Bedeutung dieser vor allem ethnopoetischen Forschung, indem er von einem ›*breakthrough into performance*‹ sprach – und sein Appell wurde aufgenommen, betrachtet man den Umfang der Forschung in diesem Bereich, wie sie etwa von Bauman & Briggs (1990) skizziert wird.

10 Genau dieser Forderung trägt die Videographie und die Videoperformanzanalyse Rechnung, die wir an anderer Stelle erläutert haben. Vgl. Knoblauch, Schnettler,

Es ist nun genau dieser situativ-prozessuale Aspekt, der die Powerpoint-Präsentation von den technisch erzeugten medialen Produkten der Folien unterscheidet. Da denn nun die eigentlich gesellschaftliche Innovation von »Powerpoint« weniger aus der Technik der Folienerzeugung als aus der Performanz im Rahmen einer Präsentation besteht, läge es auch nahe, die Frage, was neu an Powerpoint ist, durch einen Vergleich zu beantworten: Inwiefern unterscheidet sich die Präsentation von Powerpoint von der mit Tafeln oder Diapositiven? Wer allerdings vermutet, dass etwa die Medienpädagogik, die Erziehungswissenschaft oder die Bildungssoziologie sich eingehend und empirisch mit den realzeitlichen Abläufen des tafelgestützten Vortrags beschäftigt hätte, wird rasch enttäuscht: Soweit wir recherchieren konnten, gibt es keine systematische Erforschung von mediengestützten Vorträgen. Während sich die pädagogische Literatur in seltenen empirischen Untersuchungen zur Powerpoint-Präsentation zumindest der Frage nach der Effektivität dieses Medieneinsatzes im Vergleich mit herkömmlichen Medien widmet,<sup>11</sup> sucht man in der Medienforschung sogar hinsichtlich der nach wie vor im Schulunterricht vorrangig eingesetzten und dort vermutlich auch in absehbarer Zeit nicht zu verdrängenden Wandtafel selbst nach solchen Ansätzen vergeblich.

Im Bereich der Didaktik lassen sich zwar rückblickend zahlreiche zeitgenössische Publikationen zu Tafelmedien (hier vor allem aus den 1960er- und 1970er-Jahren) und dem Tageslichtprojektor finden<sup>12</sup>, jedoch sind diese zum einen von der Frage nach dem so genannten »überlegten Medieneinsatz« beherrscht, das heißt warum und wozu welches Medium eingesetzt werden sollte und welches Medium sich mit einem anderen sinnvoll kombinieren lässt. Zum anderen wird in diesem Zusammenhang hinsichtlich aller möglichen Medien besonders breit auf die Gestaltungsmöglichkeiten des Mediums bzw. des Medienträgers eingegangen, nicht jedoch auf den performativen Einsatz der jeweiligen Medien während des Vortrags. Die Ratgeber zum Thema zeichnen ein ähnliches Bild: Wenn hier im Rahmen von Vorträgen mit Tageslichtprojektoren von »Folieneinsatz inszenieren« (Will 1994: 49) die Rede ist, dann bedeutet dies die umfassende Illustrierung der verschiedenen Auflegetechniken von Folien, während beispielsweise dem Standort des Referenten nur eine einzige Buchseite gewidmet ist, die lediglich darauf hinweist, dass der Standortwechsel wichtig sei, um die Ermüdung der Zuschauer zu verhindern (vgl. Will 1994: 38). Die Performanz des Vortrags wird sowohl mit Blick auf die

---

Raab & Soeffner (2006); Knoblauch (2006), Knoblauch & Schnettler (2007). Zumindest erwähnt sei der in der Verbindung von Ethnographie und Sequenzanalyse angeschnittenen Umstand, dass das Prozesshafte der Performanz nicht im Situativen aufgeht, sondern Institutionalisationen miteinbezieht – ohne dies hier theoretisch ausführlicher erläutern zu können.

11 Vgl. die im Abschnitt 3 erwähnten Studien sowie hier vor allem die Untersuchungen von Bartsch & Cobern (2003), Szabo & Hastings (2000), Rankin & Hoas (2001), Kerfoot, Masser & Hafler (2005), Dinan (2000).

12 Für eine kleine Auswahl vgl. (Allendorf & Wiese 1977, Bergmann 1970, Breitingler & Seipp 1966, Freund 1973, Grüner 1970, Langner-Geißler & Lipp 1994).

Tafel wie auf die Folie derart vernachlässigt<sup>13</sup>, dass geradezu von einer »historische Forschungslücke« gesprochen werden muss. Vor diesem Hintergrund dürfte es verständlich sein, dass im Projekt nicht nur Präsentationen mit Powerpoint, sondern auch solche mit Flip-Chart, Folien, Tafeln sowie reine Textvorträge erhoben wurden, um Vergleiche anzustellen.

Powerpoint-Präsentationen zeichnen sich also durch die Performanz aus, die allerdings nicht eine jeweils situative Konstruktion bleibt, sondern gattungssartige Züge annimmt.<sup>14</sup> Vielmehr knüpfen sich an die Powerpoint-Präsentation bestimmte Erwartungen: Sowohl die Sprecher wie auch die Redner haben bestimmte Vorstellungen, was von einer Powerpoint-Präsentation zu erwarten ist. Die Powerpointpräsentation ist ein mündlicher Vortrag, der mithilfe audiovisueller Techniken von einem oder mehreren Sprechern vor einem Publikum gehalten wird. Wie jede Vortragsgattung hat auch dieser Vortrag einen Anfang und ein Ende. Und wie jede Vortragsgattung kann sie auch in Varianten auftreten, die uns hier nicht irritieren sollen: Sie können als Kurzvorträge erscheinen, die in andere Veranstaltungsarten eingebaut sind (z. B. Vereinsitzungen, Powerpoint-Präsentationen im Rahmen von Gottesdiensten), als Kettenvorträge, die nacheinander erfolgen und Teil einer Veranstaltung sind (Kurzreferate im Seminar). Vorträge können als Teil von Zeremonien inszeniert werden (Aktionärsitzungen). Ebenso wie Vorträge können auch Powerpoint-Präsentationen in andere Medien übertragen werden (Aufsatz bzw. Folienset), die wiederum bearbeitet werden können (»Slide-Sharing«, Kommentierungen). Und wie andere Kommunikationsformen können sie sogar ironisch umgerahmt werden (Vortragsparodie, Powerpoint-Karaoke).

So sehr die Powerpoint-Präsentation auch dem Vortrag ähnelt, so weist sie doch auch deutliche Unterschiede auf. Im Vergleich zum Vortrag ist hier an erster Stelle die *Visualität* zu nennen. Von Visualität reden wir, weil die Besonderheit von Powerpoint-Präsentationen nicht unbedingt in der Bildlichkeit liegt. Sicherlich kann sie fließend in eine Multimedia-Präsentation mit Videos und Tonbeispielen überführt werden – muss es aber nicht, um eine typische Powerpoint-Präsentation zu sein. Das Visuelle kann sich, wie Pötzsch (in diesem

---

13 Wenn in diesen Forschungsbeiträgen also von »Raumaufteilung« die Rede ist, dann ist damit die sinnvolle Aufteilung der Tafelaufschriebe gemeint, also quasi das Layout auf dem Medienträger, nicht jedoch beispielsweise die Stellung von Vortragenden, Publikum und Medientechnik im Vortragsraum (vgl. dazu Knoblauch, in diesem Band S. 189ff.). Ein sehr markantes Beispiel hierfür bildet das sich an Volksschullehrer richtende und von solchen verfasste Buch *Wandtafelzeichen in der Volksschule. Eine Arbeitshilfe für die Lehrerbildung und die Schulpraxis* (Breitinger & Seipp 1966), das auf über 500 Seiten Beispiele von der Schriftgestaltung bis hin zur Zeichnung von Tieren auf Wandtafeln gibt, jedoch keinen einzigen Blick auf die Situation und deren Komponenten wirft, in der das Tafelschreiben und -zeichnen ausgeführt wird (Langner-Geißler & Lipp 1994: 48).

14 Zur Gattung vgl. Luckmann (1986) sowie Günthner & Knoblauch (1994). Die analytischen und theoretischen Aspekte des Gattungsbegriffes sowie die Frage der Abgrenzung der Gattungen, die hier skizziert werden, soll an anderer Stelle behandelt werden, vgl. Schnettler (in Vorbereitung).

Band, S. 92) anschaulich zeigt, durchaus auf das projizierte Wort beschränken. Das markiert auch den Unterschied zu vielen kunstwissenschaftlichen und, bedingt, natur- und technikwissenschaftlichen Präsentationen.

Die Visualität wiederum ist direkt verbunden mit der besonderen Performativität dieser Präsentationen: Freilich sind auch Vorträge performativ, zumal die Sprecher im Regelfall auch körperlich präsent sind und den Text mit eigener Stimme und gewissen interaktiven Ritualen vor einem Publikum vortragen. Dabei zeichnet sich der etwa in der Wissenschaft häufiger vertretene »sachliche Vortrag« durch eine gewisse Publikumsabwendung in Gesten und Sprache aus, während der auf Überzeugung zielende Vortrag, der das Publikum interaktiv mit einbezieht, eher in der Ökonomie und (meist unter Beschränkung auf sprachliche Publikumsfiguren) der Politik vorkommt. Die Performativität der Powerpoint-Präsentation zeichnet sich dadurch aus, dass die zweistellige Relation durch eine *dreistellige* von Sprecher, projiziertem Bild und Publikum ersetzt wird; damit öffnet sich einmal ein durch körperliche, gestische und sozialräumliche Performanz gefüllter Interaktionsraum. Zum zweiten wird das Gesagte als Visualisiertes selbst verräumlicht und kann entsprechend »gezeigt« werden: Zeigen ist in der Tat die zentrale Geste der Powerpoint-Präsentation – wie der Präsentationen überhaupt (Knoblauch, in diesem Band). Die Performance gleicht damit einer ›Orchestrierung‹ (Schnettler, in diesem Band S. 142): Nicht nur die Rede, das Sprechen, der Körper und die Interaktion sind aufeinander bezogen, sondern auch das Wandbild, die Behandlung des technischen Geräts und die räumliche Anlage.

Powerpoint-Präsentationen zeichnen sich zudem – und das sollte man nicht übergehen – durch eine wesentliche *Technizität* aus: Wer spricht, beansprucht auch technische Fertigkeiten – und deren Fehlen kann dem gesamten Auftreten Schaden zufügen und bis zum Gesichtsverlust führen (vgl. dazu die Analysen zu Präsentationsspannen von Schnettler & Tuma, in diesem Band S. 163ff.). Diese Technizität wird zwar zuweilen arbeitsteilig geregelt (insbesondere im Umgang mit »fremden« Beamern). Doch impliziert die Verwendung eine technische Kompetenz von Seiten des Vortragenden, die ihn oder sie nicht nur zum »Autor« des Vortrags, sondern auch des Visuellen erklären (sofern nicht ausdrücklich auf eine andere Autorschaft hingewiesen wird). Wie sehr die Technizität die Präsentationen prägt, wird natürlich besonders am keineswegs seltenen Scheitern deutlich.

Wenn »Autor« mit Blick auf die Folien in Anführungsstrichen gesetzt wurde, dann hängt dies damit zusammen, dass die Folien eine andere Form der Autorschaft nach sich ziehen: Items, die das, was andere oder man selbst schrieb oder sagten, zusammenfassen, benötigen in der Regel keines Quellennachweises; das gilt auch für die Illustrationen, die entweder dem von der Computerfirma gelieferten Software-Programm entnommen (mit zahlreichen festen Vorlagen) oder aus dem Internet »gezogen« werden kann. Selbst die Frage, ob Folien anderer Vorträge und Vortragenden, die im Internet stehen, als Ganze genutzt werden dürfen, ist ungeklärt. Bezeichnend ist, dass diese Frage bislang kein größeres Interesse ausgelöst hat. Deswegen könnte man sagen, dass die

Powerpoint-Präsentationen von einer entschiedenen *Intermedialität* geprägt sind. Nicht nur verweisen Gesprochenes und Visualisiertes durch das ›Zeigen zweiter Ordnung‹ (Knoblauch, in diesem Band S. 129f.) aufeinander; während das Gesprochene zahlreiche ausdrückliche oder unmarkierte intertextuelle Bezüge enthält, steht das Visualisierte in einem Verweisungshorizont, der im Großen und Ganzen die Weiten des Internets umfassen dürfte (die glücklicherweise sprachlich-kategorial und thematisch sortiert sind).

Man sollte beachten, dass die angeführten Merkmale nicht unbedingt eine Präsentationssoftware wie PowerPoint® nötig machen. Die Besonderheit, die durch diese Software eingeführt wird, liegt sicher in der Gestaltung der Folien. Dazu zählt auch die für die Gattung relevante *Serialität*: Folie folgt auf Folie in einem zeitlichen Verlauf, der den zeitlichen Verlauf des Vortrags parallelisiert. (Deswegen lassen sich hier idealtypische Unterformen des Verhältnisses zwischen Folienverlauf und Rede festmachen.) Die Serialität unterscheidet das Programm in der Tat von Folienpräsentationen, zumal sie eine Art Gestalt-schließungszwang mit sich führt: Anfangs- und Endpunkte (etwa Bedankungen), aber auch Gliederungseinheiten der Rede wollen visualisiert sein, und diese Visualisierungen führen wiederum zu einem Strukturierungsdruck der Rede.

Die Serialität wurde bislang wenig aufgegriffen. Weil sie wohl auch als Hilfestellung für die Redner und das Publikum dient, haben folieninterne Gestaltungsvorgaben (wie etwa die vielgescholtene »Itemisierung«) hingegen scharfe Reaktionen ausgelöst, obwohl es sich hier um die Merkmale handelt, die aus den Konventionen der Klarsichtfolien übernommen wurden. Diese Reaktionen zeigen auch, dass die Powerpoint-Präsentation auf gesellschaftliche Widerstände stößt.<sup>15</sup> Im Unterschied zu etwa Textsorten sind kommunikative Gattungen nicht nur beiläufig, sondern ganz wesentlich durch *soziale* Merkmale mitbestimmt – handelt es sich doch um Institutionen sozialen Handelns. Dies wird im Falle dieser Gattung besonders deutlich: Zum einen benötigt sie eine besondere Architektur, die durch die Anforderungen der Technik noch anspruchsvoller werden – also einen »Raum der Rede« (vgl. Knoblauch, in diesem Band: S. 189ff.). Dieser Raum selbst jedoch ist kein der Gattung äußerliches Merkmal, sondern selbst Teil der gesellschaftlichen, genauer: der kommunikativen Konstruktion. Und gerade dies ist im Falle der audiovisuell unterstützten Präsentationen besonders auffällig, geht doch der Erfolg der Gattung nicht einfach auf die Ausweitung eines medialen Produkts (etwa der

---

15 Vor dem Hintergrund dieser Widerstände ist es durchaus möglich, dass besonders in »avancierten« Kommunikationskulturen, die einen emphatischen Begriff des Neuen und Innovativen verwenden und schon (wie Yates & Orlikowski, in diesem Band S. 225ff. zeigen) die Vorreiter bei der Einführung von PowerPoint waren (Marktforschung, Werbeindustrie), PowerPoint wieder an Boden verlieren könnte. Wie die Gattungsbestimmung zeigt, macht PowerPoint ohnehin nur einen marginalen Aspekt der Gattung aus. Deswegen ist es leicht denkbar, dass die PowerPoint-Präsentation insgesamt an Boden verliert. Denn der Erfolg von PowerPoint ist nicht der Erfolg einer besonderen Software, sondern, wie schon erwähnt, der Erfolg einer besonderen performativen Vortragsgattung, die wir als Präsentation bezeichnen haben.



Folie), sondern auf die dramatische Ausbreitung der gesamten performativen Gattung in der Sozialstruktur aus.

## 5. Aufbau der Beiträge in diesem Band

Bei der Anordnung der Beiträge in diesem Band haben wir uns am Prinzip gattungsanalytischer Studien orientiert und die einzelnen Untersuchungen aufsteigend angeordnet. Sie beginnen mit Analysen von Detailspekten auf der Ebene der binnenstrukturellen Merkmale von Präsentationen und setzen sich mit Analysen zur interaktiven und situativen Realisierung fort. Diese Aufsätze bilden den Kern unserer Studien zur Powerpoint-Präsentation als kommunikativer Gattung. Auf der Basis dieser Ergebnisse empirischer Studien gelangen wir schließlich zur Ebene der gesellschaftsstrukturellen Einbettung und Kulturbedeutung der Gattung, die zum Schluss erörtert wird. Wir reflektieren darin in gegenwartsdiagnostischer Absicht die Detailergebnisse unserer empirischen Untersuchung und versuchen erste begründete Antworten auf die Frage, inwiefern die Präsentation als eine typische Gattung der ›Wissengesellschaft‹ ist und welche soziologischen Gründe ihren Erfolg erklären.

Dem empirischen Kernteil des Buches vorangestellt ist dieser Einleitung folgend ein Abschnitt mit Beiträgen eingeladenen Forscher, welche sich aus kulturtheoretischer, rhetorischer und linguistischer Perspektive ebenfalls mit Phänomenen im Bereich des Vortragswesens und der Präsentation befassen haben. Den Auftakt der historischen und systematischen Studien aus dem Vorfeld der Powerpoint-Präsentation bildet der Beitrag von *Sibylle Peters*. Die Kulturwissenschaftlerin experimentiert selbst mit neuen Formen einer wissenschaftlich-künstlerischen Präsentationspraxis, die sie als ›lecture performance‹ bezeichnet (vgl. [www.unfriendly-takeover.de/fl14\\_Videos.htm](http://www.unfriendly-takeover.de/fl14_Videos.htm)). In ihrem Beitrag zeichnet sie die Stationen nach, die das Verhältnis von Evidenzierung und Darbietung im sich verändernden Vortragswesen im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Sie nimmt dabei die Spannung zwischen logischer Argumentation und rhetorischer Strategie in den Blick und beobachtet unter differenztheoretischer Perspektive die Aporien, in welche die öffentliche Rede im Verlaufe ihrer Evolution vom mündlichen Vortrag als Form der universitären Erkenntnisverbreitung über den Lichtbildvortrag bis zur Powerpointpräsentation verfällt. Geistreich vorgetragen ist dabei ihre These, dass es bei der letzteren Form zu einer *Verdopplung* kommt, welche in der Verwischung zwischen Wissenspräsentation und Präsentationswissen letztlich die Oppositionen von Erkenntnis und Vermittlung, von Wissen und Kommunikation, von Evidenz und Inszenierung, Argument und Rhetorik, aufhebt.

Daran anschließend geht *Joachim Knappe* den Gegenstand aus Sicht der wissenschaftlichen Rhetorik an. Für die Darstellung hält er deswegen dezidiert den Stil und Duktus eines mündlichen Vortrages bei. In seiner rhetorischen Perspektive geht es nicht um eine moralische Bewertung von Powerpoint, sondern um die Frage der Effizienz, also den Gelingensbedingungen kommunikativen Handelns im Vortragsgeschehen, die Knappe entlang der verschiede-

nen Produktionsstadien der Rede durchgeht, die von der ›Intellektion‹ bis zur ›Aktion‹ reichen. Powerpoint erweist sich für Knappe dabei als eine Technik, die zur Vorstrukturierung dient und damit in der reflexiven Vorbereitung auf den Vortrag tatsächlich einen eigenen »kognitiven Stil« aufweist. In der damit einhergehenden Neigung zum Formularischen verortet Knappe Powerpoint in einer bestimmten Tradition der Rhetorik, in der man sich bemüht, Hilfsmittel für die Erstellung und das Halten von Reden zu schaffen. Dieser Versuch werde immer dann unternommen, so Knappe, wenn kommunikative Neuerungen eine rasante soziale Ausbreitung erfahren. Formulgestützte Kommunikation diene als »Kommunikationskrücke« (in diesem Band: S. 56), die rhetorisch ambitionierte, gleichwohl nicht sonderlich kompetente Redner verwenden können.

Im folgenden Beitrag konzentriert sich *Henning Lobin* aus linguistischer Sicht auf die wissenschaftliche Präsentation als eigener Textsorte, die sich aus drei Modalitäten zusammensetzt: der sprachlichen, der visuellen und der performativen. Zu den Merkmalen der Textsorte zählt er ihre Diskursivität und Multimedialität sowie ihr gegenüber dem mündlichen Vortrag anderes Maß an Vorbereitetheit, das an Stelle des Verlesens eines ausformulierten Redemanuskripts zur freien Rede tendiert. Als ›multimodale Textsorte‹ ist die Präsentation insbesondere mit den Problemen von Kohäsion und Kohärenz konfrontiert, d. h. dem Zusammenhang in Inhalt und Ausdruck. Lobin vertritt dabei die Ansicht, dass schon allein die Synchronizität von Projektionsereignis und Redeereignis eines der bedeutsamsten Mittel der Kohäsionsbildung darstelle. Für die Zusammenhangsbildung über die Modalitäten hinweg ist Rekurrenz ein wichtiges Mittel. Aus der Kombination vorhandener bzw. abwesender Deixis und Rekurrenz entwickelt Lobin schließlich eine Typologie von Präsentationsmodi, die er ›Dokumentation‹, ›Orientierung‹, ›Visualisierung‹, ›Deskription‹ und ›Assoziation‹ nennt.

In den folgenden beiden Kapiteln werden die Einzelergebnisse unserer Studie referiert. Das erste beginnt mit einem Beitrag von *Frederik S. Pötzsch*. Er konzentriert sich auf die Eigenheiten der Powerpoint-Folien und nimmt damit den bedeutenden Anteil des Visuellen an der Präsentation in den Blick. Pötzsch geht in seinem Artikel der Frage nach, wie mit Hilfe des optischen Mediums Powerpoint »Evidenz« erzeugt wird. Dabei stehen die ikonischen Qualitäten von Powerpoint-Folien im Vordergrund, die er ikonographisch typologisiert, um zu zeigen, dass es sich bei PowerPoint um eine kommunikative Gattung handelt, die ganz spezifische Bildtypen zur Kommunikation ausgebildet hat. An Beispielen wird illustriert, wie diese pragmatisch umgesetzt werden. Die Klassifikation reduziert sich also dezidiert nicht auf die bildinhärenten Momente, sondern berücksichtigt, dass die Bildinhalte jeweils durch den Redner vergegenwärtigt werden müssen. Sie stellen also nicht einfach Wissen auf visuelle Weise dar, weil ihre Bedeutung erst pragmatisch hergestellt werden muss, so dass neben der Rekonstruktion der Bedeutungspotenziale, die im Bild aufgrund ihrer Zeichenhaftigkeit enthalten sind, immer auch in Rechnung gestellt werden muss, welche dieser Bedeutungsdimensionen in der Rede vom Präsentierenden herausgehoben und vom Publikum rezipiert werden.

Auf sprachliche deiktische Hinweise in akademischen Vorlesungen konzentriert sich *Melanie Brinkschulte* in ihrem Beitrag. Aus linguistischer Sicht haben deiktische Hinweise eine besondere Aufgabe, müssen sie doch als Sprachliches auf Außersprachliches verweisen. Indem Sprecher Verankerungspunkte setzen, gelingt es in den Präsentationen durch die Deixis, die Folien mit dem propositionalen Gehalt zu verbinden und die Folien damit in den Rederaum zu integrieren. Ähnlich wie Knoblauch mit Blick auf die Gesten, stellt auch Brinkschulte fest, dass es zu einem »integrativen Elaborieren« von Folien und Sprache durch die Deixis kommt.

Der folgendende Aufsatz von *Hubert Knoblauch* beschäftigt sich mit gestischen Zeigehandlungen in Präsentationen und argumentiert gegen eine analytische Auflösung in separate ›Modalitäten‹. Zeigegesten haben eine enorme Bedeutung für die Powerpoint-Präsentation, weil Redner damit gestische und körperliche Zeichen einsetzen, die Rede und Visualisierung in einen sinnvollen Zusammenhang bringen. Eine isolierte Betrachtung der auftretenden Zeigegesten und -handlungen würde deren systematische Bedeutung für die »Wissens-Präsentation« allerdings kaum ans Licht heben. Zeigen, Folien und Reden stehen daher auch in keinem Abbildungsverhältnis zueinander, sondern tragen vielmehr in schöpferischer Weise dazu bei, dass die zu präsentierenden »Objekte« im Zeigen erst erzeugt werden, wie Knoblauch an einer minutiösen Detailanalyse exemplifiziert. Insgesamt kommt in Präsentationen neben den klassischen Zeigeelementen (Hand, Laserpointer, Zeigestock) dem Körper und einer bestimmten Körperperformance als Dreh- und Angelpunkt eine zentrale Rolle für die Aufmerksamkeitssteuerung zu. Beim so genannten ›Zeigen zweiter Ordnung‹ schließlich offenbart sich die für Präsentation insgesamt charakteristische zirkuläre Struktur redundanter Bezüge.

Die Verbundenheit der verschiedenen kommunikativen Aktivitäten in der Präsentation betont auch der Beitrag von *Bernt Schnettler*. Er verfolgt in seinem Aufsatz zur Orchestrierung von Listen genau genommen zwei Ziele: Zum einen stellt er die Vorgehensweise der Videoperformanzanalyse vor, und zum anderen analysiert er den Umgang mit den »Bulletlisten« bei Powerpoint, also der berücksichtigten Itemisierung. Beides steht in einem Zusammenhang, zeigt er doch, dass die »Items« in der Praxis der Vortrags, also der Performanz, keineswegs die verdummende Funktion entkontextualisierter Stichworte annehmen, sondern auf eine »ganzheitliche« Weise ›orchestriert‹ werden. Mit Orchestrierung bezeichnet er das Zusammenspiel der verschiedenen Elemente des Powerpoint-Vortrages, von Technik, Folien, Rede und Körper, die keineswegs, wie in jüngerer Zeit in der Linguistik vorgeschlagen, in einzelne ›Modalitäten‹ aufgedrösel werden, sondern in ihrem Zusammenspiel, eben als Orchestrierung gefasst werden sollte. Dabei lehnen sich die Sprecher offenbar an den Kompetenzen an, die sie in alltäglichen Gesprächen beherrschen, bei denen ja auch Listen auftreten. Die Orchestrierung dient nicht nur zur Steuerung der Aufmerksamkeit; es ist diese umfassende Orchestrierung, die auch den isoliertesten Items einen Sinn einzuhauchen vermag.

Der folgende Abschnitt empirischer Studien weitet die analytische Perspektive und fokussiert stärker auf die interaktive und situative Realisierung der

Präsentationsgattung und deren organisatorischer Einbettung. *Bernt Schnettler* und *René Tuma* befassen sich mit technischen Pannen bei Powerpoint-Vorträgen und fragen dabei nach der Bedeutung der Technik als »handelndem Dritten« in visuell unterstützten mündlichen Präsentationen. Pannen sind keineswegs selten, denn gerade die Verwendung der Technik macht die Präsentation störanfälliger. Ist die Störung der Präsentation durch die Technik ein Hinweis darauf, dass wir die Technik als eigenständigen Akteur begreifen müssen, wie die Techniksoziologie nahelegt? Diese Frage verfolgen die Autoren, indem sie zunächst den Hintergrund der Pannenforschung und die techniksoziologische Debatte um die Handlungsträgerschaft skizzieren. Dann wenden sie sich dem empirischen Material des Forschungsprojektes zu, das eine erstaunliche Zahl von Pannen aufweist. Sie unterscheiden mehrerer Typen von Präsentationspannen verschiedener Art, die von Aufbaupanzen, kleineren Störungen, Bedienfehlern, Orchestrierungsfehlern, Rahmenbrüchen bis zu Totalpannen reichen. Anhand der interaktiven Lösung von Pannen zeigt die Analyse, dass Technik als Teil eines vom Handelnden gesteuerten Handlungszusammenhangs zu verstehen ist. Sie tritt als ein Element in der Orchestrierung auf und stellt deswegen zwar ein bedeutsames ›Drittes‹ in der Präsentation dar, dem aber kein Akteursstatus zukommt, weil sie als öffentliche Seite des Sprechers wahrgenommen wird.

Neben der Technik spielt die soziale Ökologie eine zentrale Rolle für die Präsentation. Deshalb beleuchtet *Hubert Knoblauch* in seinem Beitrag zum Raum der Rede deren räumliche Arrangements. Sorgfältig analysiert er zunächst die Varianten der lokalen Organisation von Redeteilnehmern, technischen Einrichtungen und Zuhörern. Er beschreibt dabei eine für die Powerpoint-Präsentation typische räumliche *Dezentrierung* des Sprechers, die sich in den sozialräumlichen Varianten (bifokale Präsentation, runder Seminartyp, Frontalpräsentation) in verschiedenem Ausmaß bemerkbar macht und die Vortragsaktivität affiziert. Hinsichtlich der Performanztypen lässt sich zudem generell zwischen Leseperformanz und Publikumsperformanz differenzieren, wobei die verschiedenen Typen wie ›Wanderer‹, ›Tänzer‹ ›Notebookperformer‹ das sozialräumliche Arrangement auf unterschiedliche Weise benutzen. Dabei ist zu bemerken, dass durch die soziale Ökologie, also das Arrangement von Tischen, Stühlen, Rednern, Zuhörern und Gerätschaften, der kulturelle Charakter der Sprechsituation als Form der Wissensvermittlung konfiguriert wird und die Präsentation zwischen einem ›Übertragungs-‹ und ›Verarbeitungsmodell‹ des Wissens oszilliert.

Hieran schließt sich der Beitrag von *Anika König* zur Güte von Powerpoint-Präsentationen an. Die Güte ist wesentliches Merkmal der Selbsteinschätzung der kommunikativen Gattung, deren Analyse als normativem Rahmen Aufschlüsse weniger über die faktische Gattungsrealisierung, als vielmehr über die typischen *Gattungserwartungen* ermöglicht. Als Vergleichsmoment sind diese Gattungsnormen von besonderem Wert für die vergleichende Analyse. König resümiert daher zunächst die Ergebnisse bisheriger Studien aus dem Bereich der Medizin und der Erziehungswissenschaften zur Qualität von Präsentationen. Diese kontrastiert sie nachfolgend mit den Ergebnissen einer eigenen

Befragung unter versierten Powerpoint-Anwendern. Dabei zeigt sich, dass die Beurteilungen insgesamt betrachtet dazu tendieren, die Präsentationssoftware auf eher dezente und zurückhaltende Weise einzusetzen und nicht alle Funktionen zu nutzen, die technisch zur Verfügung stehen.

In den Band aufnehmen konnten wir einen weiteren externen Beitrag, der aus systematischen Gründen an dieser Stelle positioniert ist. Die amerikanischen Organisationssoziologen *JoAnne Yates* und *Wanda Orlikowski* untersuchen darin den Gebrauch von Powerpoint in Organisationen. Präsentationen nehmen nicht nur eine zentrale Rolle in der inner- und zwischenbetrieblichen Kommunikation ein. Wie sie anhand von zwei Felduntersuchungen zeigen, ist Powerpoint sogar zu einem universalen Verständigungsinstrument geworden, bei dem neben der Aufführungsvariante die Dokumentenableger eine große Bedeutung haben, die zunehmend auch andere schriftliche Gattungen des innerbetrieblichen Berichtswesens (Aktennotiz, Besprechungsprotokoll, usw.) ersetzen. Dabei betonen sie, dass die Powerpoint-Präsentation Ausgangsprodukt für eine Reihe von »abgeleiteten« Gattungen (corollary genres) ist, zu denen etwa Handouts oder Foliensatz-Ausdrucke (decks) gehören.

Die Genese und Entfaltung der Präsentation als eigenständiger kommunikativer Gattung und seiner sukzessiven Ausdifferenzierung gegenüber andern mündlichen Redegattungen untersuchen *Felix Degenhardt* und *Marion Mackert* in ihrem Aufsatz. Sie beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit der Selbstbezeichnung »Präsentation« und betrachten diese als eine Ethnokategorie der Handelnden, die auf die Existenz einer Gattung verweist. Diesen Hinweis verfolgen sie in der rhetorischen und fachrhetorischen Ratgeberliteratur und dem »Praktiker-Genre«. In der Tat tritt dort die Präsentation als eigenständige Gattungsbezeichnung erst seit den 1970er-Jahren im Zusammenhang mit dem Aufkommen visuell unterstützter Vorträge auf. Bemerkenswert ist, dass diese Bezeichnung im Kontrast zu Lehr- und Wissensvorträgen entsteht und sich erst allmählich zur Mischform des »presentation speaking« aufweicht.

Im Mittelpunkt des Schlussbeitrags von *Bernt Schnettler* und *Hubert Knoblauch* stehen gegenwartsdiagnostische Nachüberlegungen, die sich mit der Bedeutung der Resultate für die Gesellschaftsanalyse beschäftigen. Im Zentrum steht dabei die Frage, welche Rolle die Powerpoint-Präsentation für die Gesellschaftsformation hat, die als »Wissengesellschaft« bezeichnet worden ist. Wir argumentieren, dass es sich bei Präsentationen um das globalisierte Basisidiom fragmentierten Wissensgesellschaften handelt, also einer kommunikativen Praxis, mithilfe der die auseinanderdriftenden Wissensbestände sowie der gestiegene Kommunikationsbedarf über die Grenzen verschiedener spezieller Wissensgebiete hinweg bewältigt wird. Die strukturelle Dissemination und Formularik der Gattung stützen diesen Befund.

Abgerundet wird Band durch einen ausführlichen Serviceteil, der mit detaillierten Angaben zum Datenkorpus von *Sabine Petschke* beginnt, Hinweise zu den von uns verwendeten Transkriptionsregeln enthält und mit einem Personen- und Sachregister endet, die dem Leser die Suche von Querverbindungen zwischen den Studien erleichtern soll. Wir haben uns aus zwei Gründen ent-

schieden, den Korpus auf diese Weise eingehend darzulegen. Zum einen heben wir damit die grundlegende Bedeutung hervor, welche diese »naturalistisch« gewonnenen Daten für unsere sämtlichen hier vorgestellten Analysen besitzen. Sie dokumentieren unsere Überzeugung, dass sich soziologische Analyse und Theorie auf sorgfältige empirische Arbeit stützen muss. Außerdem erhalten Leserinnen und Leser hier die Möglichkeit, diese Daten soweit nachzuvollziehen, wie es das Buchmedium erlaubt. Zum anderen bewegen wir uns mit der Videographie auf einem noch jungen Feld soziologischer Forschung, in dem sich noch keine festen Konventionalisierungen der Datenpräsentation und Darstellung der methodischen Vorgehensweise etabliert haben. Auch in dieser Hinsicht hoffen wir, mit diesem Band ein weiteres materiales Beispiel einer wissenssoziologisch ausgerichteten interpretativen videographischen Sozialforschung zu geben, deren Prinzipien wir anderer Stelle ausgeführt haben (Knoblauch, Schnettler & Raab 2006, Knoblauch & Schnettler 2007) und an deren Ausformulierung wir weiter arbeiten (Schnettler & Knoblauch 2008).

## Danksagung

Videographische Studien von Aktivitäten in ihrem »naturalistischen« Umfeld sind fundamental und unverzichtbar auf die Einwilligung, Zusammenarbeit, Aufnahmebereitschaft und Geduld vieler Menschen angewiesen. Deshalb gilt unser erster und vornehmlicher Dank allen Teilnehmern, die uns erlaubt haben, ihre Präsentationen filmen zu lassen und uns ihre Daten zur Verfügung gestellt haben. Ermöglicht wurden diese Forschungen durch eine Projektfinanzierung der DFG, der wir dafür und ebenso für den gewährten Druckkostenzuschuss zu diesem Band danken. Zahlreiche Anregungen erhielten wir von den Teilnehmern eines Workshops zur Diskussion von Zwischenergebnissen, den wir im Sommer 2006 in Berlin veranstaltet haben. Einigen von Ihnen haben sich eigens aus diesem Anlass aus ihrer je spezifischen disziplinären Perspektive mit dem Gegenstand auseinandergesetzt. Manche konnten wir gewinnen, ihren Beitrag in Form eines Aufsatzes zu diesem Band beizusteuern, was es uns erlaubt, die Ergebnisse unserer eigenen Forschungen durch rhetoriktheoretische, theaterwissenschaftliche und textlinguistische Analysen zu ergänzen.

## Literatur

- Allendorf, Otmar & Johannes Gerhard Wiese (1977), *Taschenbuch der Overhead-Projektion: Beiträge zu einer Didaktik und Methodik der OverheadProjektion in Unterricht und Ausbildung*, 3. Aufl., Köln: interorga
- Austin, John L. (1972), *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with words), Stuttgart: Reclam
- Bartsch, Robert A. & Kristi M. Cobern (2003), Effectiveness of PowerPoint presentations in lectures, *Computers & Education*, 41, 1: 77–86

## Einleitung

- Bauman, Richard & Charles L. Briggs (1990), Poetics and performance as critical perspectives in language and social life, *Annual Review of Anthropology*, 19, 59–88
- Bellamy, Keith & Dee Mclean (2003), The Mechanics of PowerPoint, *The Journal of audiovisual media in medicine*, 26, 2: 47–78
- Belleville, Cathleen (2007), PowerPoint historical Review, <http://www.bitbetter.com/powertips.htm>, [Geschichte PowerPoints, von einer ehemaligen Designerin des Programms selbst als PowerPoint-Präsentation veröffentlicht]
- Bergmann, Erhard (1970), *Audiovisuelle Mittel in der modernen Schule*, München: Bayerischer Schulbuch-Verlag
- Blokkzijl, Wim & Roos Naeff (2004), The Instructor as Stagehand. Dutch Student Responses to PowerPoint, *Business Communication Quarterly*, 67, 1: 70–77
- Blokkzijl, Wim & Bas Andeweg (2005), The effects of text slide format and presentational quality on learning in college lectures, in: *2005 IEEE International Professional Communication Conference Proceedings*, 288–299
- Breitingner, Eugen Oscar & Johannes Seipp (1966), *Wandtafelzeichnen in der Volksschule. Eine Arbeitshilfe für die Lehrerbildung und die Schulpraxis*, Berlin und Neuwied: Luchterhand
- Butler, Judith (1997), *Excitable Speech. A Politics of the Performative*, New York und London: Routledge (dt.: *Haß spricht: Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin Verlag 1998).
- Chomsky, Noam (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge, Mass.: MIT Press
- Clarke, David S. (2001), What's the Point? – PowerPoint reduces conversation to simpleminded bullet points. To get your group talking again, try giving one-way presentations the boot, *CIO*, 4, 46–49
- Daffner, Richard H. (2003), Computers in Radiology – Opinion. On improvement of scientific presentations: Using PowerPoint, *American journal of roentgenology*, 181, 1: 47–49
- Dinan, Susan E. (2000), Technology in the classroom: Microsoft PowerPoint Slide Shows, *Sixteenth Century Journal*, XXXI, 2: 453–455
- Dreyer, Keith J. (2001), Special Report. Using Microsoft PowerPoint for Electronic Presentations, *Radiographics. The journal of continuing medical education in radiology*, 21, 5: 1318–1321
- Essex-Lopresti, Michael (2003), Using PowerPoint, *The journal of audiovisual media in medicine*, 26, 2: 79
- Farkas, David K. (2006), Toward a better understanding of PowerPoint deck design, *Information Design Journal + Dokument Design*, 14, 2: 161–171
- Feigenson, Nael & Meghan A. Dunn (2003), New visual technologies in court: Directions for Research, *Law and Human Behavior* 27,1: 109–126
- Feldman, T. (2002), The intersection of PowerPoint and interventional cardiology, *Catheterization and cardiovascular diagnosis*, 57, 3: 412
- Freund, Klaus Peter (1973), *Unterrichtstechnologie. Einsatz und Entwicklungsmöglichkeiten im öffentlichen und privaten Bildungswesen*, Würzburg: Vogel-Verlag
- Gates, Phyllis (2002), Where's the Power? What's the Point? – The PowerPoint presentation has become ubiquitous everywhere from board meetings to church services, but too often, its users substitute bullet points for analytical thought, *Across the board*, 45–47
- Goffman, Erving (1959), *The presentation of self in everyday life*, Garden City: Doubleday
- (1981), The Lecture, in: *Forms of Talk*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 160–196
- Grüner, Gustav (1970), *Tafel und Kreide in der Schule. Ein praktisch-pädagogischer Kurs für Lehrer*, Braunschweig: Westermann

- Günthner, Susanne & Hubert Knoblauch (1994), ›Forms are the food of faith‹. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 4: 693–723
- Halazonetis, Demitrios J. (2000a), Advanced PowerPoint animation techniques: Part II, *American journal of orthodontics and dentofacial orthopedics*, 118, 2: 236–240
- Halazonetis, Demitrios J. (2000b), Advanced PowerPoint animation techniques: Part I, *American journal of orthodontics and dentofacial orthopedics*, 117, 6: 737–740
- Hanft, Adam (2003), Grist: More power than Point, <http://www.inc.com/magazine/20030801/ahanft.html>
- Harnischmacher, S (2001), Präsentation? – Interaktion!: PowerPoint kann mehr!, *Geographie heute*, 22, 195: 32–36
- Hodges, Martin (2002), Death by PowerPoint?, *Assistant librarian*, 5, 1–2: 16–17
- Hymes, Dell (1975), Breakthrough into performance, in: D. Ben-Amos & K. Goldstein (Hg.), *Folklore: Communication and performance*, The Hague: Mouton, 9–74
- Jourdain, Stéphane (2000), Génération PowerPoint – Dans les bureaux, ce logiciel de présentation fait un malheur. Rencontre avec quelques mordus, *L'expansion*, 628: 139–141
- Kellner, Bernd (2002), Arbeiten mit PowerPoint 2000, *Schulmagazin 5 bis 10*, 70, 6: 57
- Kerfoot, B. Price, Barbara A. Masser & Janet P. Hafler (2005), Influence of new educational technology on problem-based learning at Harvard Medical School, *Medical Education*, 39, 4: 380–387
- Knoblauch, Hubert (1995), *Kommunikationskultur: Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*, Berlin und New York: De Gruyter
- (1996), Arbeit als Interaktion. Informationsgesellschaft, Post-Fordismus und Kommunikationsarbeit, *Soziale Welt*, 47, 344–362
- (2006), Videography. Focused Ethnography and Video Analysis, in: H. Knoblauch, B. Schnettler, J. Raab & H.-G. Soeffner (Hg.), *Video Analysis – Methodology and Methods. Qualitative Audiovisual Data Analysis in Sociology*, Frankfurt am Main, New York etc.: Lang, 69–83
- Knoblauch, Hubert & Bernt Schnettler (2007), Videographie. Erhebung und Analyse Qualitativer Videodaten, in: R. Buber & H. Holzmüller (Hg.), *Qualitative Marktforschung. Theorie, Methode, Analysen*, Wiesbaden: Gabler, 584–599
- Knoblauch, Hubert, Bernt Schnettler & Jürgen Raab (2006), Video-Analysis. Methodological Aspects of Interpretive Audiovisual Analysis in Social Research, in: H. Knoblauch, B. Schnettler, J. Raab & H.-G. Soeffner (Hg.), *Video-Analysis. Methodology and Methods*, Frankfurt am Main, New York etc.: Lang, 9–26
- Kotlow, L. A. (2001), Marketing Your Dental Practice Using Microsoft PowerPoint. PowerPoint presentations help overcome the challenge of educating patients about techniques and specialized care. A step-by-step approach to producing your own in-house marketing tool, *New York State dental journal*, 67, 10: 34–37
- Langner-Geißler, Traute & Ulrich Lipp, (1994), *Pinwand, Flipchart und Tafel. 2., neu ausgestattete Aufl.*, Weinheim und Basel: Beltz
- LaPorte, Ronald E., Farina Linkov, Tony Villasenor, Francois Sauer, Carlos Gamboa, Mita Lovelekar, Eugene Shubnikov & Akira Sekikwa (2002), Papyrus to PowerPoint: Metamorphosis of scientific communication, *British Medical Journal*, 325, 1478–1481
- Lowry, Roy B. (1999), Electronic Presentation of Lecture – Effect upon Student Performance, *University Chemistry Education*, 3, 1: 18–21
- Luckmann, Thomas (1986), Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 27, 191–211



## Einleitung

- Mantei, Erwin J. (2000), Using Internet Class Notes and PowerPoint in the Physical Geology Lecture, *Journal of college science teaching*, 29, 5: 301–305
- Miller, Stephan (2000), Auf den Inhalt kommt es an. Die Verpackung soll ihm entsprechen, ihn jedoch nicht überlagern. Über den Umgang mit Power Point, *Truppenpraxis, Wehrausbildung: Zeitschrift für Führung, Ausbildung und Erziehung*, 44, 7/8: 484–485
- Niamtu, Joseph (2001), The Power of PowerPoint, *Plastic and Reconstructive Surgery*, 108, 2: 466–484
- Norvig, Peter (2003), PowerPoint: shot with its own bullets, *The lancet (London)*, 362, 9381: 343–344
- Nunberg, Geoffrey (1999), The Trouble with PowerPoint – The slide presentation is costing us some useful communication tools, like verbs, *Fortune*, 140, 330–333
- Parker, Ian (2001), Absolute PowerPoint – The software that tells you what to think, *The New Yorker*, 28.05., 76–87
- Parks, Robert P. (1999), Macro Principles, PowerPoint and the Internet: Four years of Good, the Bad and the Ugly, *Journal of economic education*, 30, 3: 200–209
- Parslow, Graham R. (2003), Multimedia in Biochemistry and Molecular Biology Education. Commentary: PowerPoint: An Obligatory Change, *Biochemical education*, 31, 1: 62–63
- Pellmann, Fedor (2002), PowerPoint-Präsentationen im Geschichtsunterricht, *Geschichte lernen*, 15, 89: 62–65
- Pias, Klaus (2006), Image Supported Cooperative Work. Zur Vorgeschichte von PowerPoint, *Vortrag auf der Tagung ›PowerPoint. Präsentieren in Wissenschaft und Wirtschaft, 5. Juli 2006, Humboldt-Universität zu Berlin*, verfügbar als audiofile unter <http://homepage.univie.ac.at/claus.pias/aktuell/PowerPoint/PowerPoint.html>,
- Pöttsch, Frederik S. & Bernt Schnettler (2006), Bürokraten des Wissens? ›Denkstile: computerunterstützter visueller Präsentationen, in: W. Gebhard & R. Hitzler (Hg.), *Nomaden, Flaneure, Vagabunden? Wissensformen und Denkstile der Gegenwart*, Wiesbaden: VS-Verlag, 186–202
- Rankin, Elizabeth L. & David J. Hoaas (2001), The Use of PowerPoint and Student Performance, *Atlantic economic journal*, 29, 1: 113
- Regennitter, Frederick (2000), Powering Up Your PowerPoint Presentations, *American Journal of Orthodontics and Dentofacial Orthopedics*, 117, 7: 116–120
- Rendle-Short, Johanna (2006), *The Academic Presentation. Situated Talk in Action*, Aldershot: Ashgate (Directions in Ethnomethodology and Conversation Analysis, Vol. 3)
- Ricer, Rick E., Drew T. Filak & James Short (2005), Does a High Tech (Computerized, Animated, PowerPoint) Presentation Increase Retention of Material Compared to a Low Tech (Black on Clear Overheads) Presentation?, *Teaching and Learning in Medicine*, 17, 2: 107–111
- Rowcliffe, Stephen (2003), Using PowerPoint effectively in science education: Lessons from research and guidance for the classroom. Should PowerPoint be used in the secondary science classroom and, if so, how can it be used effectively to promote learning?, *The School Science Review*, 309, 69–76
- Schechner, Richard (1988), *Performance Theory*, New York: Routledge
- Schleicher, Yvonne & Helmut Schrettenburger (2002), Lernsoftware und komplexe Interaktivität. Erstellen individueller Unterrichtssoftware mit PowerPoint, *Praxis Geographie*, 32, 6: 24–28
- Schmundt, Hilmar (2004), Die Macht der bunten Bilder, *Der Spiegel*, 12, (15. März): 126–128
- Schnettler, Bernt (2007), Präsentationspannen. Risiken ritualisierter Wissenspräsentation, in: R. Schlesier & U. Zellmann (Hg.), *Ritual als provoziertes Risiko*, Würzburg: Königshausen und Neumann (im Druck)

- (in Vorbereitung), *Gattungen. Zur Theorie und Analyse der Formen von Kommunikation und Interaktion in sozialen Situationen*, TU Berlin: Habilitationsschrift
- Schnettler, Bernt & Hubert Knoblauch (2008), *Videoanalyse. Datenproduktion, Aufbereitung, Analyse und Interpretation von Videodaten in der qualitativen Sozialforschung*, Wiesbaden: VS (in Vorbereitung)
- Schreibman, Ken L. (2001a), Computers in Radiology. PowerPoint Pointers #2. Getting images into PowerPoint, *American journal of roentgenology*, 177, 6: 1271–1272
- (2001b), Computers in Radiology. PowerPoint pointers #I. Hello, and two great tricks, *American journal of roentgenology*, 177, 5: 1017–1018
- Schultz, William C. (1996/1997), Animation with PowerPoint: A Fog Cutter, *Journal of Educational Technology Systems*, 25, 2: 141–160
- Sepulveda, Bill (2002), Panel Layout with Microsoft PowerPoint. Produce professional-looking labels for your next project, *QST*, 86, 12: 61–62
- Sloboda, Bill (2003), Creating Effective PowerPoint Presentations, *Management quarterly*, 44, 1: 20–34
- Szabo, Attila & Nigel Hastings (2000), Using IT in the undergraduate classroom: should we replace the blackboard with PowerPoint, *Computers & Education*, 35, 175–187
- Tufte, Edward R. (2003), *The Cognitive Style of PowerPoint*, Cheshire, Connecticut: Graphics Press
- Will, Hermann (1994), *Overheadprojektor und Folien*, 2., neu ausgestattete Aufl., Weinheim und Basel: Beltz
- Winn, John (2003), Avoiding Death by PowerPoint, *Journal of Professional Issues in Engineering, Education and Practice*, 129, 3: 115–118
- Wirtschaftswoche* (2001), PowerPoint-Präsentationen werden immer eintöniger, in Ausgabe 8: 82–85